

## WÜRZBURG – Bilder einer alten Stadt

*Gedanken zu drei französischen Guckkastenbildern*

(Zwei der drei Blätter sind veröffentlicht und kommentiert in dem Band  
"WÜRZBURG – Bilder einer alten Stadt" von Brod/Mälzer im Echter Verlag)

Die Serie der Guckkastenbilder aus der die drei Würzburger Blätter stammen ist kunstgeschichtlich noch nicht sonderlich gut erforscht. Derzeit arbeitet dem Vernehmen nach ein Augsburger Grafiksammler über diese Edition und es ist zu hoffen, daß er seine Forschungsergebnisse auch veröffentlicht. Drei Bilder mit Würzburger Motiven sind uns überliefert: die Residenz, die Neubaukirche und ein Stadtpanorama von einem gedachten Standort unterhalb des Steinbergs.

Daß ausgerechnet ein französischer Verleger, J. Chereau in Paris, unsere Residenz darstellt, ist so verwunderlich nicht, denn sicherlich war auch bis zum Französischen

Hof die Kunde gedungen, daß in Würzburg das prunkvollste Schloß zwischen Versailles und Wien entstanden war, das Kaiser Napoleon nur zwanzig Jahre später bewundernd den "schönsten Pfarrhof Europas" nennen sollte. Doch nicht das Blatt mit der Residenz ist unser Thema, sondern die beiden anderen Bilder.

Betrachten wir zuerst die Darstellung der Alten Universität und der wohl bedeutendsten Renaissancekirche nördlich der Alpen, unserer Neubaukirche. (Für Nicht-Würzburger: die Betonung liegt auf der zweiten Silbe, also auf – bau –). Viel Ungereimtes ist über dieses Blatt schon geschrieben worden, und



Abbildung der Neubaukirche. Radierung, koloriert, Paris: Chereau, ca. 1780, aus: Brod/Mälzer: Würzburg, Bilder einer alten Stadt

die Zuordnung nach Augsburg, ausgelöst durch eine falsche Ortsbezeichnung in der Titelzeile, ist längst widerlegt. Augsburg war damals zweifelsohne die weitaus größere und bekanntere Stadt und daß ein Franzose – 800 km vom Entstehungsort seiner Stichvorlage – ganz einfach die Namen verwechselt, ist so verständlich, wie etwa unsere Verwechslung von Châteaudun und Châtelleraut. Allein schon die Nennung des Bischofs Julien (= Julius) zeigt aber, welche Stadt gemeint war.

Zwischen dem Langhaus der Neubaukirche und der damals noch doppeltürmigen Michaelskirche ist der wuchtige Thannische Turm erkennbar, einer der wenigen mittelalterlichen Wohntürme der Stadt. Ganz im Hintergrund sieht man das Stephanstor, und über dem Dach der Neubaukirche das Türmchen auf dem Nordflügel der Alten Universität. Gut erkennbar ist es auch (links vor den Türmen der Petererkirche) auf der Litho-

graphie von Frank (K 170) von 1860, dem (seitenverkehrten!) Blatt 10 des Leporello von 1880 (K 194), sowie auf dem Stadtplan von 1896 (K 199).

Der schöne Zwerchgiebel des Westflügels der Alten Universität blickt auf die feiertägliche Atmosphäre einer idealtypischen Promenade. Daß allerdings damals in der Schulgasse, der heutigen Schönthalstraße, wirklich eine Allee mit einer Doppelreihe prachtvoller Bäume die Westseite der Alten Universität flankierte, ist auszuschließen. Es gab in Würzburg ja nur zwei derartige Promenaden, nämlich die Untere Promenade – die heutige Juliuspromenade – und die Obere Promenade – die "Schwarze" oder heutige Balthasar-Neumann-Promenade. Es ist anzunehmen, daß letztere in dem Stich als Versatzstück diente, ein zeittypischer Kunstgriff zur Erzielung eines optimalen Bildeffektes.

Widmen wir uns nun dem dritten Bild, der Darstellung des Hochwassers von 1784. Auf



Abbildung des Main-Hochwassers von wahrscheinlich 1784, Kupferstich, koloriert, Augsburg 1784; aus: Brod/Mälzer: Würzburg, Bilder einer alten Stadt

Neudeutsch würde man sagen, in diesem Bild ist "action". Betrachtet man das Blatt – wie früher als optischer 3-D-Trick gängig – durch die hohle Hand, so meint man das Toben des Flusses im Durcheinander von Balken, Brettern und Booten unmittelbar mitzuerleben. Die Darstellung einiger Details ist eher noch gotisch als barock: die Figuren in den Fenstern des Hauses im Vordergrund könnten in ähnlicher Manier auch 300 Jahre früher gezeichnet worden sein; im Gegensatz zur Festung Marienberg, die in ihrer Überbetonung der Vertikalen fast schon an Neuschwanstein gemahnt.

Niemand wird behaupten, daß diese Radierung der ganz große künstlerische Wurf sei; aber unter welchen Umständen und zu welchem Zwecke entstand denn das Bild? Guckkastenbilder waren eine Attraktion auf Jahrmärkten, wo das p. p. Publikum gegen Entgelt die ergötzlichen und erschrecklichen Wunder der großen weiten Welt betrachten durfte; eine Art Tagesschau des späten 18. Jahrhunderts.

Waren die Residenz und die Alte Universität sozusagen die 184. und 185. Folge der "Weltwunder", so war das Bild von der Flut quasi eine Live-Übertragung der jüngsten Ereignisse. Als die Kunde von der Flutkatastrophe nach Paris gelangte, wird der Verleger der Bilder seinem Stecher den Auftrag erteilt haben, tout de suite ein passendes Bild zu fertigen. Daß der sich zwangsläufig nur auf vorhandene Vorlagen und allenfalls Skizzen und eine Beschreibung des Geschehens stützen konnte, ist einleuchtend; der Vorwurf, er stelle die Situation zwar drastisch, topografisch jedoch völlig unzutreffend dar, ist sicher ungerecht.

Auf das durchgängige Querformat festgenagelt holt der Künstler – im Gegensatz zur Meinung seines Kritikers – das Optimum aus der Vorlage heraus. Er entschließt sich, die linke und die rechte Mainseite als gleichwertige Bildhälften darzustellen, was aus keiner realen Perspektive machbar ist. Nimmt man die Pleich – links im Vordergrund – als Maßstab, wäre die Alte Mainbrücke nur so klein, wie am stadtsseitigen Brückentor, links oben im Hintergrund, zu sehen.

Zweck des Bildes ist aber nicht eine maßstabgerechte Wiedergabe des Stadtpanoramas, sondern ein anschaulicher Bericht über die Flutkatastrophe von 1784. Hier zieht der Künstler nun seine dramaturgischen Fäden, indem er die Brücke schräg zum Fluß anordnet, und das Mainviertel samt der Festung Marienberg wie mit einem Teleobjektiv heranholt. Die topografisch zweifelsohne falsche Schräge der Brücke macht er durch die dramatische Darstellung zahlloser vor, auf, hinter und beidseitig neben ihr agierender Figuren mehr als wett. Und daß er durch diesen Kunstgriff auch die Festung Marienberg dominierend ins Bild bringt, ist geradezu genial.

Mit bemerkenswerter Detailtreue gibt der Stecher Einzelheiten unseres Stadtbildes gegen Ende des 18. Jhdts. wieder. Auf der Mainbrücke sind – von links beginnend – die Gotthardkapelle mit dem rechtsmainischen Brückentor, die 1643 erbaute Mainmühle, die 1494 entstandene Kapelle mit dem Brückenkreuz auf Pfeiler IV, sowie das übergroß dargestellte, ab 1702 erbaute linksmainische Brückentor erkennbar.

Eigenartigerweise zeigt der Stich aus dem Jahre 1784 nicht die fast 60 Jahre früher, schon unter den Fürstbischöfen Christoph Franz von Hutten und Friedrich Carl von Schönborn entstandenen Heiligenfiguren über den Pfeilerköpfen, die wir heute als selbstverständlichen Bestandteil der Brücke empfinden. Wie schon gesagt, mußte der Stecher wahrscheinlich auch auf viel ältere Vorlagen zurückgreifen, auf denen die Figuren noch fehlten, und so "kupferte" er unwissentlich einen längst überholten Zustand ab. Man darf ja die damaligen Kommunikationsmöglichkeiten nicht außer Acht lassen.

Bemerkenswert wiederum die Detailtreue der Darstellung der Baulichkeiten in der Pleich, wo links neben dem Schneidurm das damals sehr bedeutende Nonnenkloster St. Markus zu sehen ist, das anfangs des 19. Jhdts. der Säkularisation, 1945 dem Bombenhagel, und schließlich 1987 dem Unverstand und der Profitgier zum Opfer fallen sollte. Rechtsmainisch fallen die ballistisch falsch dargestellten Geschößbahnen von der Festung zum Main ins Auge.

Das Eis, das von dem verheerenden Hochwasser mitgeführt wurde, staute sich an den Jochen der Brücke und drohte sie mitzureißen. Um die Schollen zu zerbrechen – die dafür gedachten Vorlagen der Pfeiler waren ja meterhoch überflutet und damit unwirksam – schoß man mit großen Katapultkugeln auf das Eis, um es aufzubrechen. Diese Kugeln, roh aus Muschelkalkblöcken herausgearbeitet, waren ja nach der Erfindung des Schwarzpulvers keine sonderlich wirksame Waffe mehr, aber sie lagerten wohl noch in den Arsenalen und dienten hier als ultima ratio gegen den Verlust der Brücke.

Als in den 70er Jahren der Schottenflügel der Festung für den Einbau des Staatsarchives hergerichtet wurde, fand man unter dem Fußboden der zum Teil aufgefüllten Pferdeställe im Erdgeschoß einige Dutzend solcher Schleuderkugeln. Mit gut 25 cm Durchmesser und fast 30 kg Gewicht waren sie durchaus geeignet, das Eis auf dem fast 100 Meter tiefer gelegenen Fluß aufzubrechen. Interessanterweise fand man bei Baggerarbeiten in den 50er Jahren anläßlich des Baus der neuen Schleusenkammer unmittelbar oberhalb der Alten Mainbrücke mehrere dieser Kugeln. Der Bildbericht über den Beschuß entspricht demnach also den Tatsachen.

Interessant auch der Dachreiter auf der "Spitale"kirche rechts hinter dem linksmainischen Brückentor. Leider ging er 1945 verloren, was den früher klar als klassizistische Kirche erkennbaren Bau zum Pseudo-Tempel verfälscht. Die Wiedererrichtung des Dachreiters sollte daher die längst überfällige Renovierung dieses interessanten Baus krönen.

Hätte der Kommentator des Bildes im Brod/Mälzer das Bild einmal seitenverkehrt, d.h. "richtig", betrachtet, hätte er den Turm an der Nordwest-Ecke der Pleich wohl nicht als "Im Vordergrund rechts der Grafeneckart" bezeichnet. Zwar weist die Darstellung eine Wandgliederung auf, die der Schneidurm nie hatte, doch ist zu vermuten, daß der Stecher hier ganz bewußt "mogelte".

An dem bildbeherrschenden mittelalterlichen Wehrturm kam er nicht vorbei, doch hätten dessen ungegliederten Mauern seine Bildkomposition empfindlich gestört; wohl aus diesem Grund hat er sich in künstlerischer Freiheit an andere Türme angelehnt. Interessant übrigens die "welsche Haube", die dieser für das Stadtbild in jeder Hinsicht herausragende Bau zur Barockzeit trug. Ältere Darstellungen wie z. B. Seb. Münster aus dem Jahre 1550 (K 3), zeigen den Schneidurm noch mit der früheren polygonalen gotischen Spitzhaube mit Ecktürmchen.

Daß auch geniale Architekten gegen pekuniäre Kompromisse oder zeittypische Fehlinterpretationen nicht gefeit sind, zeigt das primitiv wirkende Zeltdach, das Peter Speeth anfangs des 19. Jahrhunderts dem Schneidurm aufsetzte. Noch heute fragen kunstsinnige Besucher der Stadt, wann endlich das vermeintliche "Notdach aus der Nachkriegszeit" durch ein originalgerecht erneuertes Dach ersetzt wird.

Dipl.-Kfm. Kurt R.B.Wanke, Am Weinberg 31,  
8700 Würzburg

## Hochspessart-Impressionen rund um Rothenbuch

Nur zwei Buchstaben am Namensende machen den gewichtigen Unterschied aus: Rothenburg und Rothenbuch. Dabei steht die Kombination "rg" für den Inbegriff der mittelalterlichen Stadt schlechthin, für das weltbekannte "fränkische Jerusalem" ob der Tauber. Aber Rothenbuch?

Das knapp 1.500 Einwohner zählende Pfarrdorf im großen Waldmeer des Hochspessarts zwischen Lohr am Main und Aschaffenburg ist jahrhundertlang eine bitterarme, kleinagrarische Häusersiedlung gewesen. Solcher Hypothek der Vergangenheit verdankt Rothenbuch indes seine heutige Qualität einer ökologischen Nische. Oder, wenn man so will, einer letzten Zuflucht vor dem Lärm der immer lautereren Welt.

Offen gesagt, ist es auch hier nicht gelungen, den spezifischen Charakter des alten Ortsbildes zu konservieren. Im Blick auf die sozio-kulturellen Verhältnisse von ehemals wäre es wohl auch zynisch, dies zu bedauern. Mit dem äußeren Wandel haben sich ja die Lebensbedingungen der Menschen Schritt für Schritt verbessert. Zugleich aber wissen die Rothenbacher heute besonders zu schätzen, welcher Reichtum an noch relativ heiler Natur sich da vor ihren Haustüren ausbreitet.

So viel anders sieht das rundherum noch gar nicht aus als 1837. Damals notierte der empfindsame Dichter Karl Leberecht Immermann in seiner "Fränkischen Reise" über die Fahrt durch den Spessart nach Würzburg: "Aber der Wald wird immer dichter und mächtiger. Die herrlichsten, kronenreichen Eichen und Buchen oder kleine Waldwiesen oder dunkle Plätze, mit breitfächerigen Farnkräutern bewachsen, Lichte Durchsichten leiten den Blick nur wieder zu fernen Waldhügeln. Man hat so recht das Gefühl eines ugermanischen Forstes."

Kein Wunder wohl. Denn ziemlich lange vor jener Zeit ist der "Spechtshardt" nur ein unbesiedelter, kaum zugänglicher Urwald gewesen. Das änderte sich erst spürbar im

frühen Mittelalter durch die Aufwertung des verschlossen wirkenden Berglandes zum königlichen Jagd- und Bannforst. Im Norden weitwerkte Kaiser Friedrich Barbarossa von seinem Jagdschloß bei Schöllkrippen aus, im Süden aber gingen die Kurmainzer Erzbischöfe seit 982 solchem Vergnügen nach. Die geistlichen Herren hatten dort noch bis zum Jahre 1803 das Sagen. Schon um 1318 besaßen sie in Rothenbuch ein urkundlich erwähntes Jagdschloß, in das sie 1485 ihr bis dahin in Aschaffenburg untergebrachtes Forstmeisteramt für den Spessart verlegen ließen. Insofern ist das heutige Forstamt Rothenbuch das älteste in ganz Bayern.

Dort an der Quelle der Hafenlohr, dem Sammelplatz der großen mittelalterlichen Jagden im östlichen Spessart, erbaute Erzbischof Daniel Brendel von Homburg dann 1566/67 das architektonisch sehr schlichte Jagdschloß in seiner noch bestehenden Form. Groß war der schmucklose Zweckbau mit den vier zweigeschossigen Flügeln auf fast quadratischem Grundriß nur in der Relation zu den Maßen seines kleinen dörflichen Standortes. Halt kein Palast, eher eine Absteige auf Zeit nach der Renaissance-Art der Wasserschlösser. Da gab's auch Platz genug für die Aufbewahrung des sogenannten "hohen Zeugs", das die Mainzer Erzbischöfe als Jagdherren und erste Reichsfürsten nach dem Kaiser gleich in großen Mengen für ihre Hof- und Lustjagden benötigten. Mit solchen bis zu zwei Meter hohen Leinentüchern mußten die Jagdgehilfen das so reichlich vorhandene Rot-, Schwarz- und Niederwild erst einmal zusammentreiben, ehe die Tiere schließlich auf Geheiß des Obristjägermeisters am Jagdstand mit den hohen Herren vorbeigezetzt und abgeschossen wurden.

Weidgerecht? "Diese Art der Jagd mit ihren Massentötungen war an allen europäischen Fürstenhöfen gang und gäbe," versichert der Rothenbacher Forstdirektor Harald